Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, — zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland u. Oesterreich vierteljährlich ℳ 6, für die übrigen Länder laut Zeitungspreisliste.

Redaktion und Expedition:
Johannisgasse 8.
Fernsprecher 153 und 222.
Filialexpeditionen:
Alfred Hahn, Buchhandlg., Universitätsstr. 3,
L. Lösche, Katharinenstr. 14, u. Königspl. 7.

Haupt-Filiale Dresden:
Strehlener Straße 6.
Fernsprecher Amt I Nr. 1713.

Haupt-Filiale Berlin:
Königgrätzer Straße 116.
Fernsprecher Amt VI Nr. 8893.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und des Königlichen Amtsgerichtes Leipzig, des Rates und des Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 25 ₰.
Reklamen unter dem Redaktionsstrich (4gespalten) 75 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 50 ₰.
Tabellarischer und Ziffernsatz entsprechend höher. — Gebühren für Nachweisungen und Offertenannahme 25 ₰ (excl. Porto).

Extra-Beilagen (gefalzt, nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.
Die Expedition ist wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis abends 7 Uhr.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

Nr. 583. **Sonnabend** den 15. November 1902. **96. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 15. November.

Das Abstimmungsverfahren.

Das gestern im Reichstage zur Annahme gelangte neue Verfahren bei namentlichen Abstimmungen hat sich alsbald bei seinen ersten Proben besser bewährt, als vielfach erwartet worden war. Daß der Schriftführer Himburg zuerst einen Fehler dadurch beging, daß er einer kleineren oder größeren Zahl von Abgeordneten gestattete, ihre Stimmzettel selbst in die Urnen zu legen, kann bei der Neuheit des Verfahrens nicht befremden; jedenfalls verdiente der Irrtum nicht die beschimpfende Bezeichnung „Mogelei", zu der der sozialdemokratische Abgeordnete Antrick sich hinreißen ließ. Diese Bezeichnung war aber charakteristisch für den Groll der Minderheit darüber, daß der Aichbüchlerische Abstimmungsmodus gleich die erste Probe bestand. Die weiteren fielen noch besser aus und bewiesen, daß das Haus bei diesem Verfahren weit rascher zum Ziele kommt, als früher. Und wenn nun gar, wie beabsichtigt wird, statt der gestern benutzten einfarbigen Stimmkarten solche in drei Farben zur Verwendung gelangen, die durch die Farbe erkennen lassen, ob sie ja, nein oder Stimmenthaltung bedeuten, so wird die Zeitersparnis noch größer werden. Ob sich später auch Uebelstände herausstellen, muß abgewartet werden. Sollte es der Fall sein, so dürfte wenigstens von konservativer Seite der Versuch gemacht werden, die Geschäftsordnung einer noch einschneidenteren Aenderung zu unterziehen, denn schon gestern erklärte der konservative Abg. v. Tiedemann, daß er zur Abwendung der von den Obstruktionisten drohenden Gefahr eine noch gründlichere Revision der Geschäftsordnung, als sie der harmlose Antrag Aichbichler bezwecke, für unabweisbar ansehe. Auch die Annahme dieses Antrags vollzog sich rascher, als befürchtet worden war. Nur ein Redner für, einer gegen den Antrag, dann wurde der sozialdemokratische Antrag auf Uebergang zur Tagesordnung mit 194 gegen 76 Stimmen abgelehnt und der Antrag Aichbichler selbst mit 197 gegen 78 Stimmen angenommen und trat sofort in Kraft. Als man dann zum Zolltarifgesetze zurückkehrte, offenbarte sich die ganze politische Weisheit der vom Nationalliberalen Freisinn kläglich an den Rockschößen der Sozialdemokratie allein gelassenen Freisinnigen Vereinigung dadurch, daß der Abg. Broemel, Herrn Singer das Geschäft abnehmend, über einige Anträge trotz des Schlusses der Debatte einfachen Uebergang zur Tagesordnung beantragte und sich dadurch die Möglichkeit zu einer nochmaligen Rede ungeachtet des bereits erfolgten Debatteschlusses verschaffte. Dieser Antrag, der den vorgestrigen Beschluß der Mehrheit in Betreff der sozialdemokratischen Anträge benutzte, die Obstruktion um einen neuen Trick zu bereichern, wurde von den Sozialdemokraten mit um so stürmenscherem Jubel begrüßt, als damit ganz im Stile des Herrn Singer der Antrag auf namentliche Abstimmung über den Tagesordnungsantrag verbunden wurde. Dank dem neuen Verfahren kam das Haus über dieses und einige andere Hindernisse ohne allzugroßen Zeitverlust fort und förderte die Beratung des Zolltarifgesetzes nicht unwesentlich dadurch, daß es die §§ 9 und 10 nach den Kommissionsbeschlüssen, doch beide mit einem Amendement Herold, annahm. Zum Schlusse mußte sich das Haus leider abermals ein Armutszeugnis ausstellen. Montag und Dienstag nächster Woche sollen, da ein beschlußfähiges Haus zwischen Sonntag und dem auf Mittwoch fallenden Bußtag ausgeschlossen ist, sitzungsfrei bleiben. Da selbstverständlich auch heute an Beschlußfähigkeit nicht zu denken ist, die Zollberatung mithin nicht fortgesetzt werden kann, während man sich anderseits scheut, einen weiteren Tag sitzungsfrei zu lassen, so einigte man sich, heute nur Petitionen auf die Tagesordnung zu setzen. Auf diese Weise findet man wenigstens Zeit, die Verständigungsversuche, die wieder begonnen haben, hinter den Coulissen fortzusetzen.

Das „Fähnlein der Aufrechten",

wie die Freisinnige Vereinigung des Reichstages lobrednerisch von der ihr nahestehenden Presse genannt wird, hat die Anerkennung seiner eigenen Organe recht nötig, denn die Stellung dieser Partei ist nichts weniger, als beneidenswert, seitdem festgestellt ist, daß sie der Sozialdemokratie lediglich Handlangerdienste in dem Bestreben leistet, im Reichstage deren altes Parteistichwort zur Wahrheit zu machen: „Wenn dein starker Arm es will, stehen alle Räder still." Namentlich nach den Verhandlungen über den Antrag Aichbichler kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die Sozialdemokraten mit ihrer jetzigen Obstruktionstaktik nicht bloß in dem einen vorliegenden Falle den Reichstag verhindern wollen, ihnen nicht zusagende Beschlüsse zu fassen, sondern daß dies nur der erste Schritt auf dem Wege planmäßiger Versuche zur Unterwerfung unter den Willen der Sozialdemokratie ist, indem man andernfalls einfach auf dem Wege der Obstruktion den Reichstag und damit bis zu einem gewissen Grade das Reich selbst lahm legt. Daß dadurch die Art an die Wurzel des auf dem gleichen und geheimen Wahlrecht beruhenden Parlaments gelegt wird, ist sicher, und man kann daher in der Tat die Freisinnige Vereinigung nicht um die Handlangerdienste beneiden, welche sie bei diesem Totengrabergeschäft mit einem einer besseren Sache würdigen Eifer verrichtet. Nicht beneidenswerter erscheint diese Stellung, wenn man erwägt, daß sie sich im Widerspruche mit einem beträchtlichen Teile der Hintermänner und Gesinnungsgenossen der Fraktion im Lande befindet. Von dem jüngst verstorbenen Führer der Freisinnigen Vereinigung ist bekanntlich kein Hehl daraus gemacht worden, daß er mit dem taktischen Vorgehen seiner Fraktionsgenossen durchaus nicht einverstanden war. Er hat seinen Widerspruch mit ihrer Auffassung auch außerhalb des Privatgespräches in einer Weise bekundet, die nicht nur berechtigt, Gebrauch von diesen Aeußerungen zu machen, die vielmehr zeigt, daß man damit den Absichten des Verstorbenen entspricht. Herr Rickert war eben nicht einer von denen, deren Religion der Freihandel ist; er hatte sich neben seiner entschiedenen wirtschaftspolitischen Auffassung ein volles nationales Gefühl erhalten. Dies hielt ihn naturgemäß davon ab, wie es seine Parteigenossen tun, zur Unterhöhlung eines der Fundamente der Verfassung des Reiches hülfreiche Hand zu bieten. Daß diejenigen Abgeordneten der Freisinnigen Vereinigung, welche durch ein Zusammenwirken aller bürgerlichen Parteien, also auch unter der Beihülfe der Nationalliberalen und der Konservativen beider Richtungen, gewählt sind, sich mit ihrem Verhalten direkt in Widerspruch mit großen Teilen ihrer Wählerschaft setzen, unterliegt keinem Zweifel. Auch darf man als sicher annehmen, daß diejenigen, welche gegen Schutzzöllner gewählt wurden, mit ihrem extremen Verhalten keineswegs der Auffassung eines großen Teiles ihrer Wähler entsprechen. Man wird schließlich in der Annahme nicht fehlgehen, daß ein beträchtlicher Teil der Großindustriellen und Großkaufleute, die dem der Freisinnigen Vereinigung so nahestehenden Handelsvertragsvereine sich angeschlossen haben, durchaus nicht mit der Unterstützung der sozialdemokratischen Obstruktionsbestrebungen durch die Herren Dr. Barth und Genossen einverstanden ist. Ohnehin sprechen sichere Anzeichen dafür, daß in den Kreisen des Handelsvertragsvereins die Auffassung mehr und mehr an Boden gewinnt, daß das Zustandekommen der Zolltarifvorlage auf der Grundlage des Regierungsentwurfes die besten Chancen für die Fortführung einer den deutschen Interessen entsprechenden Handelsvertragspolitik bietet. Aber auch diejenigen, bei denen sich diese Ueberzeugung noch nicht durchgerungen hat, werden zweifellos ernste Bedenken gegen eine Taktik hegen, welche die ihrem Verein nahestehende parlamentarische Gruppe in das Gefolge der Sozialdemokratie führt. Man kann daher das „Fähnlein der Aufrechten" in der Tat nicht wegen der Stellung beneiden, in welche es durch den Abgeordneten Dr. Barth verführt wurde.

Die parlamentarische Lage in Oesterreich.

Die ganze Wirkung der letzten großen Rede des Ministerpräsidenten v. Koerber über die Sprachenfrage besteht darin, daß die Tschechen gnädigst geneigt sind, die seit dem 16. Oktober d. J. — an welchem Tage Herr v. Koerber im Abgeordnetenhause seine bekannten Grundzüge für die Lösung der Sprachenfrage erläuterte — abgebrochenen persönlichen Beziehungen zu dem Ministerpräsidenten wieder aufzunehmen. Dabei hat Herr v. Koerber durch die freundlichen Worte, die er den Tschechen widmete, einigen unzufriedenen deutschen Fraktionsführern zu der Behauptung Anlaß gegeben, daß er die „mittlere Linie", d. h. seine Objektivität in der Sprachenfrage, aufgegeben habe. Er hat aber weiter nichts verschuldet, als die Tschechen, die über seine vor kurzem getane Aeußerung, die Sprachenfrage müsse auf gesetzlichem Wege geregelt werden, geradezu erschreckt waren, etwas beschwichtigt, indem er sich nun mehr willig zeigte, die Sprachenfrage auch im Verordnungswege zu lösen, wie es diese Herren wünschen, falls die notwendigsten Bestimmungen die Zustimmung beider streitenden Teile, der Tschechen und der Deutschen, fänden. Auch das Gebiet der deutschen Sprache als Staatssprache hat er noch etwas enger umgrenzt. Das hat die Tschechen etwas milder gestimmt, aber, wie gesagt, wieder das Mißfallen der Deutschen erregt. Das alte Lied, schreibt man der „Schlesischen Zeitung" aus Wien. Zeigt die Regierung den Deutschen ein freundliches Gesicht, toben die Tschechen, redet sie dagegen den Tschechen gut zu, wittern die Deutschen schon Verrat. In der Tat hat Herr von Koerber nicht ein einziges Wort gesagt, das seine „sprachlichen Grundzüge" irgendwie irritiert hätte. Aber die Parteien urteilen eben nicht nach sachlichen Erwägungen, sondern werden durchaus von Stimmungen beherrscht; gerade darum aber ist auch an einen „Ausgleich" zwischen den deutschen und den tschechischen Parteien in sprachlicher Beziehung nicht zu denken. Der Geschicklichkeit des Herrn von Koerber wird es vielleicht gelingen, die Tagesordnung für die Wehrvorlage und für das Budgetprovisorium frei zu machen; ein Mehr ist von der parlamentarischen Methode, an die Herr von Koerber gebunden zu sein scheint, nicht zu erwarten. Im übrigen wird man sich sehr beeilen müssen, um bis zu den Weihnachtsferien auch nur das Notdürftigste unter Dach zu bringen: das Budgetprovisorium und die Wehrvorlage. Bezüglich des Schicksals der letzteren weiß man noch gar nichts. Gegenwärtig wird mit den Tschechen wegen Zulassung der Vorlage zur ersten Lesung verhandelt. Hinsichtlich ihres Inhaltes aber hört man bis jetzt fast ausschließlich oppositionelle Stimmen; wie die Regierung eine Zweidrittelmehrheit dafür aufbringen will, ist unter den gegebenen Verhältnissen ziemlich rätselhaft.

Unruhen in Marokko.

Schon seit längerer Zeit laufen aus Marokko ziemlich beunruhigende Meldungen ein. Es herrscht in diesem Sultanat eine gewisse Gärung unter der muhelmanischen Bevölkerung und große Unzufriedenheit mit der Regierung des jungen Sultans Mulen Abdul Aziz, der als Reformfürst gilt und die Europäer protegiert. Insbesondere sind die Berber sehr aufgebracht über die Rolle, die ein geheimnisvoller Schotte namens Maclean am Hofe des Sultans spielen soll. Diese Stimmung erleichterte es einem politischen Abenteurer namens Omar Zarahun, die Rolle des Mahdi zu spielen und sich für einen Bruder des Sultans und den wahren Thronerben auszugeben. Omar Zaharun soll aber in Wirklichkeit ein ehemaliger Soldat der marokkanischen Armee sein, der Algerien und Tunis besucht und sich dort einige Bildung und Weltkenntnis erworben hat. Es wurde ihm daher ein leichtes, die einfältigen, zum religiösen Fanatismus neigenden Bergbewohner von Ghiata zu verleiten, an seine göttliche Mission zu glauben. Er ritt auf einer Eselin, von seinen Anhängern gefolgt, durch das Land und predigte den heiligen Krieg gegen die Ungläubigen. In hellen Scharen folgten die Berbern dem „Vater der Eselin", wie Omar Zarahun von seinen Parteigängern genannt wird. Als der Prätendent sich der Hauptstadt Fez näherte und bereits bis Tefa vorgedrungen war, sendete ihm der Sultan seinen Bruder Muley-el-Kebir an der Spitze eines ansehnlichen Truppenkorps entgegen. In den ersten Tagen des November kam es in der Nähe von Tefa zu einem Zusammenstoß, den aber die Aufständischen durch einen Ueberfall auf das Lager der Marokkaner provoziert hatten. Wie aus Tanger gemeldet wurde, sollen sich die Truppen des Sultans rasch gesammelt, den Angriff der rebellischen Berber siegreich zurückgewiesen, ihnen große Verluste beigebracht und sie durch lange Zeit verfolgt haben. Dem Prätendenten selbst gelang es, nach einem Schlosse zu entkommen, und als dieses von den Truppen ebenfalls erobert wurde, abermals zu entweichen. — Neuere Meldungen besagten, daß die Kabylen der Stadt Tetuan im Aufstand begriffen seien und eine Anzahl der dort lebenden Europäer gefangen genommen hätten. Durch das Aufgebot marokkanischer Truppen und die schleunigste Entsendung europäischer Kriegsschiffe in die marokkanischen Gewässer ist einem weiteren Umsichgreifen der Kabylenbewegung vorgebeugt worden. Sie haben, wie gemeldet, eine Niederlage erlitten, um Verzeihung gebeten und die Gefangenen ausgeliefert. Leider schweigt der Telegraph darüber, ob ein neuer Kabylenaufstand ausgebrochen war oder ob der Prätendent Omar Zarahun sich an die Kabylen gewendet und nun mit ihrer Hülfe den Zug nach Fez wieder aufgenommen hatte. — Wir erhalten noch folgende Nachrichten:

* **Gibraltar**, 14. November. Die drei englischen Kreuzer, die nach Tetuan entsandt worden waren, sind von dort hierher zurückgekehrt und berichten, daß die Bewegung sich gelegt habe.

* **Tanger**, 14. November. (Reuters Bureau.) Der Sultan ist am Montag nach Mekines abgereist.

Feuilleton.

13]

Das Findelkind.

Roman von **Ernst Georgy**.

Nachdruck verboten.

Siebentes Kapitel.

Das Palais Wosakin.

Vom Newsky-Prospekt zweigt sich bis zur Newa der belebte, schöne Liteiny-Prospekt ab. Dieser bildet eine schnurgerade Linie. Ungefähr in der Mitte, unweit der Preobrashenskijkathedrale, liegt das Palais, welches Erna Wolmanns neue Heimat werden sollte. Tödlich abgespannt von der langen, anstrengenden Reise, bedrückt und vergrübelt, war sie in Petersburg eingetroffen. Die Fürstin Druzin war in Wilna von ihrem Gemahl erwartet worden. Sie hatte liebenswürdig von dem jungen Mädchen Abschied genommen und sie durch Belehrung und Ratschläge für die Zukunft vorbereitet. Erst als Erna allein durch die ziemlich öde Landschaft ihrem Ziele entgegenfuhr, konnte sie sich ihren Gedanken hingeben. Und diese waren recht düster. Am liebsten wäre sie in einer Aufwallung von heißer Reue umgekehrt und hätte sich in die Arme der alten Wolmanns geworfen. Sie erschien sich so unendlich einsam, so ganz verlassen. Antoks „Bleib, Erna, bleib!" hallte ununterbrochen in ihrem Ohr, schien ihr aus dem Rattern der Räder entgegen zu klingen. Erna kämpfte mit allem Aufgebot ihres Verstandes gegen die wilde, unklare Sehnsucht in ihrem Innern. Hier in der Ferne erschien ihr ihre Handlungsweise gegen die Pflegeeltern, gegen die treuen Pariser Freunde schlecht und undankbar. Zum ersten Male ging sie mit sich ins Gericht und rechnete mit sich ab. Aber all die nutzlosen Grübeleien brachten ihr keine Klarheit über ihre Gefühle. Ueber alles andere fort tauchten zwei Gestalten immer wieder vor ihrem geistigen Auge auf: Otto von Sondheim und Ludwig Antok. Gequält stöhnte sie vor sich hin. Wen liebte sie eigentlich? Wer war ihr mehr?

Mit dem Entschluß, an alle Bekannte in Hamburg und Paris zu schreiben, traf sie in Petersburg ein. Die Wirtschafterin des Grafen, eine deutsche Witwe, Frau Krüger, empfing sie an der Station. Dann kam eine Zeit, wo sie wie im Traum einherging. Wie automatisch sprach und handelte sie; wie unter einem Nebel sah sie die neue, fremde Umgebung, die Menschen an sich vorüberziehen. Die Rückwirkung aller ihrer Schicksale, Sehnsucht, Schmerz und neue Eindrücke schlugen sie in Fesseln. Sie war so glücklich, wenn sie abends in ihr Zimmer gehen konnte. Sie ließ die Vorhänge geöffnet und starrte hinaus in die dunkeln Baumwipfel des Gartens oder darüber hinweg auf die blinkenden Metallkreuze der fünf glänzenden Kuppeln einer russischen Kirche. Erst als sie ihre Briefe an die fernen Freunde richtete, wurde sie ruhiger. Unter strömenden Tränen zwang sie sich, in ihren Schreiben ruhiger zu erscheinen. In der Stille der Nacht saß sie hier allein im fremden Lande und versenkte sich in alte Zeiten. Und Wolmanns, Werner von Reckenburg waren wehmütig ergriffen, denn der starre Trotz des teuren Mädchens schien einer milden Weichheit Platz gemacht zu haben. Ihr erster Brief in der Villa an der Alster erregte fast Revolution. Die Pflegeeltern, die Freunde kamen und lasen immer wieder Ernas Zeilen. Man freute sich ihres kindlich dankbaren Tones. Man hoffte auf vollständige Versöhnung mit dem geprüften Mädchen und auf ihre Heimkehr.

Anders wirkten Ernas Briefe in Paris. Fräulein Tonstart, Mademoiselle Tobert und Wolfried waren entzückt darüber, wie wohl die Freundin sich in Rußland zu fühlen schien. Nur Antok fühlte, mit dem Feinempfinden der Liebe, daß unter der erzwungenen Heiterkeit sich mühsam verhehlte Schmerzen bargen. Er ersehnte den Moment, wo er die Büste der Fürstin Druzina nach Petersburg überbringen konnte, um die Geliebte wiederzusehen.

Nach und nach zog die Fremdartigkeit des russischen Lebens Erna von allen inneren Erwägungen ab. Ihre Augen wurden klar. Sie beobachtete und urteilte. Ernas Tätigkeit im Hause beschränkte sich auf ihr Zugegensein bei den Mahlzeiten, auf das Eingießen von Thee und auf für sie höchst interessante Ausfahrten mit der Gräfin oder der Komtesse. Sonst hatte sie absolut nichts zu tun und fragte sich manchmal, wozu sie eigentlich engagiert sei. Tatiana, eine häßliche junge Person mit ausgesprochen mongolischen Zügen, hielt sich von ihrer Gesellschafterin fern. Wenn sie über ihre Bücher gebückt in ihrem gemeinsamen Wohnzimmer saß, sprach sie nur selten. Erna machte Handarbeiten. Sie fühlte dann häufig die Blicke der Russin auf sich ruhen. Hob sie die Augen, so ertappte sie einen mißtrauischen Ausdruck auf dem Gesicht der anderen, prüfende Blicke und ein finsteres Aussehen. All ihre Annäherungsversuche scheiterten an der eisigen Zurückhaltung der Komtesse. Schweigsam saß diese im Wagen neben ihr. Düster wanderte sie bei Spaziergängen an ihrer Seite, während ein Lakai ihnen stets in einiger Entfernung folgte. Selbst im Theater, in der Oper, klärte sich der verschlossene Ausdruck nicht. Tatiana blieb teilnahmlos, sogar in den Gesellschaften, wenn die Herren die junge Erbin stürmisch umwarben. Nur in ihren religiösen Uebungen schien sie von einem zelotischen Eifer. Stundenlang weilte sie in der Kirche, stundenlang kniete sie, wie Erna durch die Vorhänge bemerken konnte, vor den Heiligenbildern in ihrem Schlafzimmer. Alle Dienstage und Freitage machte die Komtesse in einfacher Kleidung Armenbesuche. Keiner durfte sie begleiten. Auch Ernas Bitte, mitgehen zu dürfen, wurde schroff zurückgewiesen.

Und doch empfand Erna eine merkwürdige Sympathie, ein herzliches Mitleid mit dem häßlichen Mädchen. Sie fühlte, wie unglücklich das von Glanz und Luxus umgebene Geschöpf war. Die Erinnerung an ihr eigenes Unglück kam ihr; geduldig harrte sie und ward um Tatianas Liebe. Die Eltern und Brüder übersahen die Komtesse oder verfolgten sie mit spöttischen Witzen. Einsam und ohne Liebe lebte sie in dem Familienkreise, — meist in ihre Gemächer gebannt, welche im linken Flügel des Palais lagen. Hier hatte auch Erna ihr freundliches Schlafzimmer. Die Wohnräume teilte sie mit ihrer jungen, unfreundlichen Herrin. In diesem Teile herrschte wohltätige Ruhe, während in den prunkvollen Empfangsräumen im rechten Flügel ein unaufhörliches Kommen und Gehen war.

Nach echt russischer Art waren die Gastzimmer beständig mit Verwandten und Freunden von außerhalb besetzt. Von früh an kamen Besuche bis in die späte Nacht hinein. Die Freunde der beiden jungen Grafen, Kola und Sascha, speisten stets bei Wosakins. Nachts, zwischen ein und drei Uhr kamen Wagen vorgefahren, und ganze Gesellschaften erfüllten das Palais mit lautem Jubel. Der französische Hausmeister, zwei Köche, die deutsche Wirtschafterin und noch sechzehn Personen sorgten für die Bedienung. — Nur zweimal hatte Erna Wolmann dem Treiben auf Wunsch der Gräfin beigewohnt. Aber angewidert von dem Gesehenen, hielt sie sich fortan in ihren Räumen und freute sich auf die Uebersiedelung nach Pawlowsk, dem Sommersitz der Familie.

Ihrem an Hamburger Steifheit gewohnten Wesen war das ungebundene Betragen des Hochadels, der französische und englische Art falsch und übertrieben nachahmte, unangenehm. Das Prassen und ausschweifende Trinken während der Tafel dünkte ihr ordenhaft. Und später, wenn Herren und Damen mit von Leidenschaft durchwühlten Gesichtern um die Spieltische saßen und hazardierten, erschrak sie vor der Wut und Gier dieser vornehmen Leute. Im Rauchsalon lagen die Damen auf den Divans oder in den Sesseln, und ließen sich, dicke Rauchwolken ausstoßend, den Hof machen. Nur die ganz jungen Leute spielten im Musiksaal und tanzten. Ernas schöne, vornehme Erscheinung, ihre Aehnlichkeit mit der Gräfin Lantow, der Schwester der Fürstin Druzin, hatte Sensation gemacht. Da sie aber doch nur als Gesellschafterin der Komtesse vorgestellt wurde, glaubten die Herren, sich ihr gegenüber mehr Freiheiten erlauben zu dürfen.

Eine ganze Rotte junger Offiziere hatte das junge Mädchen in eine Ecke des Musiksaales gedrängt und trank ihr, gefüllte Champagnergläser in der Hand, zu, huldigte ihr und lud sie zum Rennen ein. Aengstlich und blaß vor Schrecken sah sie sich um. Ihre hülfesuchenden Blicke begegneten denen Tatianas, die gelangweilt den Tiraden des Grafen Krotzemky, ihres Bewerbers, lauschte. Die Komtesse erhob sich und befreite ihre Gesellschaftsdame, die Bedränger mit herrischen, russisch gesprochenen Sätzen zurückweisend.

„Der häßliche mongolische Affe! Schade, daß sie nicht die Begleiterin, und die andere eine Wosakin ist. Dann lohnt es sich, um sie zu bewerben!" sagte ein Offizier halblaut französisch.

Tatiana mußte es gehört haben, aber sie zuckte nicht mit der Wimper. „Menschliche Bestien!" murmelte sie vor sich hin. Sie legte ihren Arm zum ersten Male freundlich in den der sie um vieles an Größe überragenden Deutschen.

„Kommen Sie in unsere Gemächer, Erna Alexandrowna! Sie haben genug vom russischen Adel gesehen! Der Champagner und die vierte Morgenstunde enthüllen die alte Barbarei!" sagte sie.

„Ich möchte Sie der Gesellschaft nicht entziehen, Tatiana Nikolajewna!" meinte die Angeredete dankbar. „Man könnte Sie vermissen — die Frau Gräfin!"

„Kommen Sie, ich fehle niemandem! Man ist von einem Alb befreit, wenn ich gehe. Und meine Mutter —" Ein verächtlicher, herber Zug spielte um ihren Mund. Sie antwortete nicht. Langsam wanderten sie durch die Säle in ihre stillen Wohnräume. In ihrem gemeinsamen Wohnzimmer brannte der elektrische Kronleuchter. Die Komtesse warf sich auf einen Sessel: „Ekelhaft!" rief sie. „Wie

SLUB
Wir führen Wissen.